

einer wahrhaft christlichen Humanität werden. Nicht zuletzt die Orden sollten sich ihrer geschichtlichen Verpflichtung, eschatologische Zeichen zu sein, bewußt werden. Statt über das Ordenskleid und andere äußerliche Dinge zu diskutieren, sollte man sich fragen, welche Handlungen, Lebensformen, Symbole geeignet sind, die heutige Welt auf mehr Menschlichkeit und auf das Reich Gottes hin zu übersteigen. Die Gründergestalten der großen Orden – ob ein heiliger Benedikt, ein heiliger Franziskus oder ein heiliger Ignatius⁷ – waren erfinderisch in dieser prophetisch-politischen Spiritualität. Um diese Dimension allerdings entdecken zu können, müssen wir wegkommen von einer rein platonischen Interpretation, die allen Realitäten Fleisch und Blut nimmt und nichts übrigläßt als abstrakte Ideen.

Es gibt genügend Beweise für eine politisch-prophetische Spiritualität. Je älter ich werde, je mehr ich darüber nachdenke, je authentischer ich mit mir selbst umgehe, um so mehr merke ich, daß außen und innen, ich und die anderen, Gott und die Welt nicht auseinanderdriften, sondern aufeinanderzulaufen, ja innerlich zusammengehören. So bin ich nicht nur frömmer geworden, sondern auch politischer. Und ich denke, daß diese Entwicklung den objektiven Gegebenheiten unseres lieben christlichen Glaubens entspricht.

⁷ Vgl. D. Bertrand, *La politique de Saint Ignace de Loyola. L'analyse sociale*, Paris 1985. (Wir werden in Kürze ausführlich über dieses wichtige Werk referieren. *Die Redaktion.*)

„Glaubhaft ist nur Liebe“

Geistliche Notizen zur Balance von Beten und Dienen*

Paul Deselaers, Münster

Jede Zeit hat Ihre Schlüsselworte. „Erfahrung“ ist eines unserer Tage. Manche tauchen auf, sind in aller Munde und verschwinden bald wieder. Andere halten sich durch. Sie sind von solchem Gewicht, daß auch zeitweiliger (Sprach-)Mißbrauch ihnen nicht viel anhaben kann. So ist es mit „Liebe“. Jede Generation entdeckt sie neu, ja muß sie neu entdeck-

* Geistliches Wort am Ordenstag im Bistum Münster, 30. September 1985; für den Druck leicht veränderter Text, der die unmittelbare Redesituation zurücknimmt.

ken, will sie leben. Erst recht, wenn das Schlüsselwort ‚Liebe‘ zugespielt wird in einem Leitwort, das unmißverständlich den Einheitspunkt des ganzen Lebens und Glaubens angibt: „Glaubhaft ist nur Liebe.“ Von solch einem Schlüssel erwartet wohl jeder, daß er die Tür zu dem aufschließt, was unverwechselbar den Wurzelgrund eines christlichen Lebens und seine tagtägliche Gestalt ausmacht. Auf ihr ruht dann die Wirkung auf: „Glaubhaft“. Gerade das Wort ‚Liebe‘ verheißt es, weil Paulus im Hohen Lied der Liebe (1 Kor 13) in immer neuen Anläufen das herauschält: Die Liebe macht den Christen zum Christen! „... hätte aber die Liebe nicht.“ Das ist unser eigenes Interesse, hinzufinden zu einem klaren, entschiedenen und überzeugenden Leben. Wer wüßte nicht zugleich, daß es Fragen und Schwierigkeiten gibt mit diesem Schlüssel – wie Gottesliebe und Nächstenliebe, Beten und Dienen zusammenpassen, wie wir darin lebendige Menschen werden und ein erfülltes Leben finden.

Auch von außen wird nach diesem Schlüssel gesucht – im Interesse aller Menschen. Krankheit, Not, Gewalt – das sind eindringliche Kennzeichen unserer Gesellschaft geworden, ja unserer Weltsituation. Wer ist in der Lage und bereit, für die Opfer Sorge zu tragen und so an den Brennpunkten menschlicher Not der Welt ein menschliches Gesicht zu geben? Wer ist so fest verankert, daß er sich entschieden hineinwagen kann in all die Situationen, wo Menschen sich verloren erfahren und auf jemanden angewiesen sind, der ihnen hilft, wieder auf den Weg eines Lebens zu kommen, das diesen Namen verdient? Die weitverzweigte Diskussion um die Theologie der Befreiung zeigt das Interesse aller Menschen an diesem Schlüssel: „Glaubhaft ist nur Liebe.“

Schließlich ist die an konkreten Menschen ablesbare gelebte Liebe immer noch der stärkste und überzeugendste Hinweis auf die Glaubwürdigkeit unseres Glaubens. Wo das Sprechen von Liebe übereinstimmt mit dem Tun der Liebe, da werden Menschen als tätige Zeugen der Liebe Gottes angenommen. Genau das gehört in das Zentrum der Kirche, die ja Zeichen für das begonnene Reich Gottes ist. Darum mißt sie sich selbst immer wieder an diesem Wort. Die Kirche hängt an der Liebe als ihrem Lebensfaden. Deshalb hat eben die Kirche ein Interesse daran, das zu verlebendigen: „Glaubhaft ist nur Liebe.“ Mönche und Ordensgemeinschaften gehören seit jeher zu denen, die die Kirche als ganze immer wieder an ihren Auftrag erinnern und sie herausfordern, sich, von der Liebe geleitet, an die Wahrheit zu halten (Eph 4, 15). Häufig genug sind sie der Maßstab für den Außeneindruck und die Wirksamkeit der ganzen Kirche.

Umriss des Wortes: „Glaubhaft ist nur Liebe“

Das Wort: „Glaubhaft ist nur Liebe“, stammt von Hans Urs von Balthasar¹ und hat als unübertroffene Kurzformel einem seiner Bücher den Titel gegeben. Was ist gemeint mit diesem Wort? Wie kann es gemeint sein?

Unsere Situation

„Glaubhaft ist nur Liebe.“ – Wer wäre nicht dafür, im Prinzip sogar und sehr entschieden, daß Liebe ein hoher oder auch der höchste Wert wäre? Nur, bleibt er nicht oft mehr Hoffnung oder Sehnsucht als Realität? Denn wir finden uns nicht so vor, daß wir sagen könnten: ‚Nur Liebe‘! In unserem Staat, in unserer Kirche, in der Ordensgemeinschaft, in meinem Lebensfeld, ja in mir selbst, da gibt es Licht und Schatten, Glück und Enttäuschung, manchmal anscheinend unversöhnbare Gegensätze. Die Situation ist gemischt: Schwarz und weiß gehen ineinander über. Zwei Seiten des Lebens, so wie es der Film „Die Wüste lebt“ etwa für den Erdboden zeigt: Eine faszinierende Fülle von bunten Tieren, von ganz überraschenden, vielfältigen Arten – und in all dem: ein gnadenloser Kampf um Leben und Tod, zwischen großen und kleinen Tieren, zwischen solchen, die Gift verteilen, und anderen, die sich nicht wehren können – ein Kampf ums Überleben. Da gibt es keine Gnade und keine Barmherzigkeit, gnadenlose Verhältnisse bereits am Erdboden, da geht nicht Gnade vor Recht.

Sternstunden

Nur Liebe? Unsere Situation ist gemischt. Aber es gibt in ihr Sternstunden. Da erfahre ich unabhängig von Vorleistungen und gleichsam ohne Tauschzwang ein gutes Wort, eine selbstverständliche und selbstlose Hilfe. Oder ich erlebe mit mir selbst, wie ich einem Menschen gut bin, von dem kein Echo der Dankbarkeit zurückkommt, wie ich schweige, obwohl ich mich verteidigen möchte, weil ich ungerecht behandelt werde². Und indem ich es wage, spüre ich eine Freiheit, die ich selbst nicht machen kann. Hinter solchen manchmal unscheinbaren Gesichtern des Alltags schimmert dann und wann etwas durch, was schier unglaublich ist: daß einer ‚Ja‘ sagt um des anderen willen, daß einer ‚Ja‘

¹ Einsiedeln 1966.

² Vgl. dazu: Karl Rahner, *Alltägliche Dinge* (Theologische Meditationen 5), Einsiedeln 1966, 27 f.

tut um des anderen willen. In solchen Stunden oder Minuten oder Sekunden kann mir aufgehen, wie es wäre, wenn ... Da kann die Ahnung wachsen, daß wir teilhaben an einer Fülle und Kraftquelle, die *da* ist – für alle. Was mitten im Alltag so unglaublich erscheint, das ist das Naheliegende. So sagt es uns das Evangelium. Und das läßt sich finden, wenn einer nur auf Entdeckungsreise geht.

Die Frohe Botschaft

„Gott ist treu, er bürgt dafür, daß unser Wort euch gegenüber nicht Ja und Nein zugleich ist. Denn Gottes Sohn Jesus Christus ... ist nicht als Ja und Nein zugleich gekommen; in ihm ist das Ja verwirklicht. Er ist das Ja zu allem, was Gott verheißen hat.“ (2 Kor 1,18–20) – Ein unglaublicher Glaube! Das Unwahrscheinliche und Besondere ist offenbar das Selbstverständliche. Gottes Lebensbejahung ist so gründlich, daß sie *da* ist, daß sie der Welt eingestiftet ist und wir sie gleichsam gebrauchen können, wenn wir nur auf Suche gehen. Das ist das Fundament, auf dem wir stehen (dürfen).

Der Evangelist Lukas hat dieselbe Botschaft in Geschichten erzählt, die eingeleitet werden von dem doppel-einen „Gebot“: „den Herrn, deinen Gott lieben ... deinen Nächsten lieben“ (Lk 10,25–29). Er läßt Jesus auf dem Weg nach Jerusalem von der Chance des Glaubens an diese Botschaft erzählen – all denen, die mit ihm zusammen gehen. Ganz eng zusammengebunden in dieser Abfolge sind die Erzählungen vom barmherzigen Samariter (Lk 10,30–37), von Marta und Maria (Lk 10,38–42) und die kleine Gebetsschule, die mit dem Vaterunser beginnt (Lk 11,1–13). Lukas hat wohl bewußt die Szene, wie Jesus bei den beiden Frauen Marta und Maria zu Gast ist, in die Mitte dieser Reihe gestellt. Er zeigt, daß der Glaube allein vom Hören kommt, nicht zuerst vom Denken und nicht vom Handeln. Der Glaube wächst aus der Aufmerksamkeit gegenüber Jesu Wort und Gottes Willen. Fehlt das, wird auch das beste christliche Handeln heillose Hektik. Der praktische Liebesdienst der Marta, Caritas und Diakonie sind unverzichtbar; jedoch hängen sie in der Luft, wenn wir uns das Wort der Gnade nicht sagen lassen und darauf hören. Das Wort der Gnade ist die Lebensbejahung Gottes, daß er uns sagt: Du bist geliebt, und zwar geliebt von einer Liebe, die bedingungslos ist und die nie aufhört³. Das gilt es zu hören und zu glauben! Dieser Glaube nun lebt im Beten und im Dienen. Da

³ Vgl. dazu den wichtigen Aufsatz von Gotthard Fuchs, *Roter Faden Theologie – eine Skizze zur Orientierung*, in: *Katechetische Blätter* 107 (1982) 165–181.

zeigt sich, wie der Glaube sich ausdrückt und zum Leben kommt. Darum erzählt Lukas zuerst vom barmherzigen Samariter, dann von den Jüngern, die Beten lernen wollen, weil sie spüren, daß Dienen ohne Beten kaputt macht. Von diesem Zusammenhang her wird deutlich, daß wahre Nächstenliebe dem anderen tatkräftig vermittelt, daß er unbedingt erwünscht ist. Darin wird zugleich das Kommen des Gottesreiches vorbereitet, um das die Jesusjünger an erster Stelle beten! Wunsch und Willen des Menschen nähern sich auf diese Weise dem Wunsch und Willen Gottes an. Genauso lebt aber der Glaube auch aus dem Beten und Dienen. Da, wo er sich bewahrheitet, nährt er sich zugleich und wurzelt sich tiefer ein. Wie Marta und Maria sind Beten und Dienen ein Paar, ein zusammengehörendes Gegenüber. Ihre Balance ist der Wahrheitstest des Glaubens. So wie der Glaube verkümmert, wenn er im Tun seine Lebensquelle nicht ausschöpft und zeigt, welche Lebendigkeit in ihm steckt, so geht er ein, wenn er sich nicht immer wieder regeneriert im Hören, im Beten, im Wagnis, der Verheißung Gottes zu trauen und doch nicht zu wissen, wohin man geführt wird (vgl. Hebr 11,8).

Lukas lädt mit diesen Geschichten dazu ein, im Glauben an den „Liebhaber des Lebens“ (Weish 11,26) zu leben und sich von seiner Lebensbejahung bewegen zu lassen, eben geliebt und liebend zu leben. Und was ist glaubhafter als eine entgegenkommende Liebe, wie sie in Jesus Christus erschien und wie sie erscheint in Menschen, die sich seitdem von seinem Heiligen Geist bewegen lassen! Alles christliche Dienen möchte das deutlich machen: Gott hat uns zuerst geliebt! Diese Liebe ist nicht blaß und allgemein. Auch das betont Lukas nachhaltig. Sie ist in Jesus von Nazareth neu und überraschend von Gott her in unsere Welt gekommen. Sie zeigt mir, wenn ich sie entdecke, daß es etwas in dieser Welt gibt, was nur ich tun kann, weil Gott es mir zutraut an meinem Platz. Nehme ich meinen Platz an, erweist sich darin schon mein Vertrauen auf seine überschwengliche, zuvorkommende und nicht zu fassende Liebe, die mir gilt. Sie bringt mich dahin, seine Güte weiterzuschenken, bis dahin, daß ich mich gleichsam verschleifen lasse im Dienst an den Menschen, denen seine Liebe in derselben Weise gilt.

Aus der überfließenden Quelle seiner Liebe ist uns eine Freude zugesagt, die sich auch durch unausgeglichene Verhältnisse letztlich nicht zerstören läßt. Diese Liebe möchte, daß wir zu Originalen werden, an deren Verhalten man ablesen kann, wer Gott ist!

Das ist – in dieser Skizze – etwa das, was uns Christen als Einladung gilt und uns prägen soll. Jedem Glaubenden ist das mehr oder weniger vertraut. Das leben zu können, danach wird sich jeder sehnen. Doch da sind Fragen: Warum wird es oft so schwer, die klare Antwort zu leben?

Warum entzieht sie sich? Wie kann einer mit diesem Wagnis leben? So klar die Antwort ist, so schwierig ist sie auch, weil sie uns ganz angeht.

Hindernisse und Chancen für die gelebte ‚glaubhafte Liebe‘

Von der Idealisierung zur nüchternen Aufmerksamkeit

Ein erstes Hindernis und die daraus erwachsende Chance möchte ich so skizzieren: Es gibt viele geistliche, viele religiöse Erfahrungen. Manche sind mit positiven Gefühlen, mit erfreulichen Gemütszuständen verbunden. Daraus bildet sich unter der Hand oft die Vorstellung: Alle geistlichen Erfahrungen machen hochgestimmt, sind etwas Besonderes, aus dem Alltag Herausgehobenes. Entsprechend gilt die Suche dann besonderen Erfahrungen, das Religiöse wandert ab in eine Sonderwelt. Genau an diesem Punkt werden dann Erfahrung und Hochgefühl bei einem wie immer gearteten Erlebnis verwechselt. Alle geistliche Erfahrung wird aber so idealisiert, daß sie letztlich unerreichbar bleibt. Oder es braucht Verrenkungen, weil man solche Erfahrungen machen möchte. Das jedoch, was uns unbedingt angeht, kann sich nicht in Erfahrung bringen, weil wir es für zu banal halten oder weil wir selbst nicht erreichbar sind, nicht bei uns sind. Solche Idealisierungen werden zu Illusionen, die sich auf Totes richten. Sie binden die besten Kräfte des Menschen und nehmen ihn für eine Scheinwelt gefangen. Idealisierungen befreien nicht, sie machen etwas vor und bescheren am Ende Enttäuschungen und nicht selten Verbitterung.

Ein nüchternes Abschiednehmen von Idealisierungen ist vonnöten: Gott ist der andere! Er ist nicht eine Erscheinung wie alle anderen Erscheinungen. Wir kennen ihn nur indirekt, gebrochen im Prisma seiner Menschwerdung. Das verweist auf zweierlei: Die Basis für unsere Erfahrungen mit Gott ist zunächst die *Aufmerksamkeit*. Sie nimmt den unscheinbaren Alltag ernst und übt eine Horchbereitschaft ein, die auf Zeichen und Winke achtet, die uns entgegenkommen in den Menschen wie auch in dem, was wir zu tun haben. Die Aufmerksamkeit geht davon aus, daß es im Leben keine „glaubensfreie Zone“ gibt. Sie macht dazu frei, sich Gott zur Verfügung zu stellen. Das Kostbarste des Lebens können wir nur erwarten. Eng mit der Aufmerksamkeit verbunden ist das immer neue *Anfangen*. Es ist die Mühsal der kleinen Schritte. Sie deckt den frommsten Selbstbetrug auf, nämlich weiter sein zu wollen als man ist. Das immer neue Anfangen macht mich frei für das, was mir heute entgegenkommt und was ich heute tun kann. – Gottes Leidenschaft ist

das Anfangen. Im Kolosserbrief heißt es von Jesus Christus: „Er ist der Ursprung, er ist der Anfang, die archē!“ (Kol 1, 18) Warum sollten sich Christen nicht gerade an diesem Punkt mit ihm verbünden?

Verwundungen und ihre Annahme

Ein zweites Hindernis, das seine Chance in sich birgt: Jeder erfährt Verwundungen, macht Leiderfahrungen: gesundheitliche Einbrüche, enttäuschte Erwartungen im Beruf, zerbrochene menschliche Beziehungen, ungerechte Behandlung, verletzte Ehre. Oft neigen wir dazu, das, was weh tut, hinter uns zu lassen. Wir versuchen, uns unangreifbar und unverwundbar zu machen. Darunter wächst nicht selten eine Verbitterung, die die ganze Lebenssicht und den Glauben vergiften kann. Solche Verbitterung verengt den Blick, schafft Umwege, zerfrißt das Vertrauen.

Der erste grundlegende Schritt ist die Rückkehr in einen unverbitterten und entgifteten Glauben. Dazu gehört, daß ich mein eigenes selbstherrliches Urteil im Glauben zurücknehme. Dann kann es möglich werden, meine Verwundungen zuzulassen und anzuschauen, mir Rechenschaft zu geben über die Einschläge und Bruchstellen des eigenen Lebens – Einschläge, die ich mitschleppe, die ich noch nicht verkräftet habe, die ich verberge, nicht anschauen mag, nicht an mich heranlasse. Das alles möchte sich ereignen vor dem Auferstandenen, der dem Thomas erschienen ist (Joh 20, 24–29): Er kommt als der verwundete Heiland zu den verängstigten Jüngern. Er verbirgt seine Wundmale nicht. Vielmehr gibt er sich durch sie zu erkennen. Verwundet und getötet ist er der, der Leben bringt. In diesem Leben haben auch Verletzungen und Kränkungen ihren Platz. Zu solchem Leben will er mit seinen ‚Medikamenten‘, die er mitbringt, führen: Frieden, Glauben, Vergebung. Im Zulassen der Schmerzen und im Annehmen der Medikamente wächst eine neue Verbindung mit dem Auferstandenen.

Leistung und Dank

Es geht um Hindernisse, die uns Christenmenschen die Einladung nach glaubhafter Liebe nicht leben lassen – und um die Chancen, die in den Hindernissen stecken. Ein dritter Punkt läßt sich so andeuten: Ganz viele sind in ihrem dienenden Beruf sehr stark eingefordert. Manchmal geht es über die Kraft eines Menschen und bleibt nicht ohne Folgen. Für die, die Hilfe erfahren, ist es wichtig, wenn einzelne sich auch über die Maßen in Anspruch nehmen lassen. Ich denke an Schwestern in der Erziehungsarbeit, in der Krankenpflege, die sich oft bis zur Erschöpfung

einsetzen für einzelne Mitmenschen. So sehr hier für Menschen ein glaubhaftes Zeugnis aufscheint, so sehr birgt diese hohe Einforderung geistliche Gefahren in sich – etwa zu der geheimen Lebensformel zu kommen: ‚Ich bin, was ich schaffe! Ich möchte, wenn schon eingefordert, auch Herr der Situation sein, mit meiner Leistung möchte ich mir dann auch mein Ansehen verschaffen, möchte dadurch einen Vorsprung vor anderen haben.‘ Das kann sich einschleichen, sehr hartnäckig. Angesichts der dauernden, manchmal hektischen Anstrengung wird deutlich, daß wir uns genau da Krankheit und Tod holen können, wo wir sie zu überlisten suchen: indem wir mit unserer Aktivität insgeheim unsere Vergänglichkeit verdecken möchten.

Die Schrift zeigt deutlich, daß Gott sich nicht bestechen läßt, durch noch so viel Leistung nicht. So fragt Paulus in verwandter Situation die Christen von Korinth: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“ (1 Kor 4,7) Er weist den schwierigen Weg, sich als bedürftig anzuerkennen und mit dem Mut des Glaubens anzunehmen, daß wir unbezahlbar und unendlich kostbar sind durch die lebensschaffende Verlässlichkeit Gottes, schon vor aller Leistung, längst vor aller Arbeit. Dann wird unser Dienen ein Weitergeben dessen, was wir empfangen haben: Hoffnung und Frieden mitten in aller Unruhe! Es führt uns zum Dank, der nichts im Leben selbstverständlich nimmt, erst recht nicht Glauben.

Mitleid oder Erbarmen?

Mit einem weiteren Hindernis läßt sich eine Chance erlernen: Es gibt ein Dienen aus falschverstandenen Mitleid, das der Ungeduld des Herzens entspringt. Stefan Zweig ist in seinem Roman „Ungeduld des Herzens“ dem nachgegangen. Er erzählt, wie in einer ungarischen Kleinstadt ein in Garnison liegender junger Leutnant von einer sehr reichen Familie eingeladen wird. Dabei lernt er die gelähmte Tochter kennen. Ihr begegnet er sehr höflich und zuvorkommend. Das läßt in dem Mädchen eine leidenschaftliche Liebe entbrennen, die der junge Leutnant nur halbherzig erwidert. Aus Mitleid läßt er sich sogar zur Verlobung drängen, weil man sich dadurch einen Heilungsprozeß bei dem Mädchen erhofft. Selbst nicht entschlossen, leugnet er die Verlobung angesichts hämisch spottender Kameraden, als sie öffentlich wird; er braucht immer wieder alle Kraft, um in der Begegnung mit der Verlobten nicht seine Abneigung zu zeigen. Nur, das gelingt nicht. Schließlich gibt es den Zusammenbruch des Mädchens im Suizid. Es heißt einmal: „Das Wunder, das sie alle von mir erhofften, war nicht geschehen. Ich war nicht mehr Gott, sondern nur ein kleiner, kläglich Mensch, der mit sei-

ner Schwäche schurkisch schadete, mit seinem Mitleid verstörte und zerstörte.“⁴ – Die Ungeduld des Herzens wird als eine „peinliche Ergriffenheit von fremdem Unglück“, als „mörderische Schwäche“ beschrieben, weil sie Illusionen nährt, die man eben nicht abschütteln kann wie das Quecksilber im Fieberthermometer.

Was hier drastisch beschrieben wird, läßt nachhaltig nach der biblischen Spur suchen. In der Erzählung vom barmherzigen Samariter (Lk 10,30–37) geht es wie sonst oft im Neuen Testament um den Zusammenhang von Sehen und Erbarmen. Erbarmen, tatkräftige Liebe ist zuerst eine Sache der ‚Augen des Herzens‘, nämlich die Signale der Not wahrzunehmen. Dann geht es um das entschlossene Durchstehen der Not. Beim Samariter: Ihn überwältigt das Mitgefühl, er geht auf den Überfallenen zu, wird sein Nächster und tut, was nötig ist und was er kann! Das ist sehr konkret: Losgehen, Öl und Wein auf die Wunden gießen, verbinden, den anderen aufheben, ihn zur Herberge bringen, für ihn sorgen, ihm weitergehende Pflege ermöglichen. Darin bleibt die Würde des Erbarmungswürdigen gewahrt, nämlich Gottes Geschöpf, Gottes Ebenbild, Mensch von Gottes Gnaden, nicht „von meinen Gnaden“ zu sein. Das bedeutet, den Schmerz des anderen nicht wegzuschieben, ihn aber auch nicht zu dramatisieren und zu hegen. Schmerz gehört auch zum Leben, ist auch ein Weg, das eigene Leben anzunehmen, sich darin als Gegenüber Gottes zu erfahren. Dazu möchte Erbarmen helfen und natürlich zu einem geheilten Leben.

Die Ungeduld und das Senfkorn

Eng damit verwandt ist etwas anderes: Warten fällt schwer. Gerade im menschlichen Gesunden und Reifen braucht es oft unendlich viel Zeit. Da kann eine Ungeduld aufsteigen, die nicht ganz da sein läßt. So kann sich das Gefühl einschleichen, das meiste von dem, was einer tut, sei vergeblich. Das schlägt sich oft auf die Stimmung nieder. Besser ginge es, wenn einer unmittelbar den Erfolg seiner Mühe sähe und die Früchte schneller und reichlicher genießen könnte.

Auf ähnliche Ungeduld ist Jesus bei den Jüngern gestoßen, wenn es um das Kommen des Gottesreiches geht. Er erzählt das Gleichnis vom Senfkorn (Mt 13,31 f). Er zeigt das unscheinbare Senfkorn, das einem zwischen den Fingern durchrutschen kann. Er erzählt nicht das Gleichnis vom großen Baum, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten. Sondern das Gleichnis vom Senfkorn. Er gibt den Menschen nicht einen

⁴ Frankfurt 1981, 403.

großen, schönen und starken Baumstamm in die Hand, sondern eben ein winziges Senfkorn. Das ist den Bedingungen des Wachstums unterworfen: Es braucht entsprechendes Klima, es keimt auf, es wächst von selbst (unsere Sprache und die Sprache des Evangeliums sind da sehr genau), zu bestimmten Zeiten braucht es Pflege. – Wir sollen Vertrauen in die Senfkörner lernen. Hier ist ein springender Punkt: den Bedingungen der Winzigkeit trauen lernen! Jeder hat ja schon Erfahrungen damit – mit solchen Senfkörnern, die anfangen zu wachsen, wenn er nur die Wachstumszeit aushält. Sich daran zu erinnern, kann neu in die Hoffnung führen.

Allein oder gemeinsam?

Wo immer ein in Not geratener Mensch ist, braucht es unterschiedliche und vielfältige Hilfe. Gerade wenn es vielschichtige Aufgaben sind, geht oft das eine am anderen vorbei. Verliert nicht mein eigener Anteil an Gewicht, wenn sich noch mehr Menschen um den in Not Geratenen kümmern? Hier kann sich die Angst vor der Vielfalt und vor anders garteten Diensten breitmachen und lähmend wirken. Vielleicht zieht der eine oder andere daraufhin alles nur irgendwie Mögliche an sich, möchte es allein machen.

Da gilt es, die Vielfalt respektieren zu lernen. Daß es auch andere Menschen gibt, die die Befähigung zum Dienst und das Interesse am Menschen haben, ist schon in sich eine willkommene Tatsache. Jeder Mensch ist in seinen Möglichkeiten einseitig und darf es auch sein. Dann aber brauchen alle die Teilhaftigkeit der anderen, insofern sich die Fülle des möglichen Dienstes erst dann erschließt, wenn alle bereit und fähig werden zum Zusammenspiel aller Begabungen. Was für diesen Lebensbereich gilt, gilt in anderer Weise für das Leben in der Kirche im ganzen. Als Bollwerk gegen die Einbildung, alles allein machen zu können und zu müssen, erzählt das alttestamentliche Buch Nehemia (Kap 1–7), wie in Jerusalem die geschleiften Stadtmauern nach der Rückkehr aus dem Exil wieder aufgebaut werden. Es wird geschildert, wie jeder seinen Teil dazu beiträgt und den Anteil des anderen gelten läßt und respektiert. Dadurch wird das Unternehmen zugleich zu einem „sozialen Lernprozeß“ im Blick auf eine geschwisterliche Gerechtigkeit⁵. Genau in solchem Tun bereitet die gläubige Gemeinde ihre innere Gestalt vor, die sich schließlich aus dem Hören auf Gottes Wort aufbaut

⁵ Vgl. dazu die Auslegung von Erich Zenger, „Hört, auf daß ihr lebt“ (Jes 55, 3). *Alttestamentliche Hinweise zu einer Theologie des Gotteswortes*, in: *Freude am Gottesdienst. Festschrift J. Plöger*, hrsg. von J. Schreiner, Stuttgart 1983, 133–144, bes. 143 f.

und stabilisiert. Und es heißt sehr betont: „Die Freude an Gott soll eure Kraftquelle sein.“ (Neh 8, 10) Da läßt sich etwas ablesen. Alles gemeinsame Tun lebt davon, in anderen die gute Möglichkeit zu sehen, und es bekommt seine innere Qualität vom Hören und Tun des Gotteswortes, aber es führt auch genau zu seinem Kern hin, der so heißt: „Die Freude an Gott, der zu euch spricht, ist eure Stärke.“ Aber eben „eure“ Stärke, „eure“ Kraftquelle.

Auf dem Weg zum Beten

Von mancherlei Seite ist die Balance von Beten und Dienen als Grundlage für die glaubhafte Liebe in Gefahr. Schmerzlich ist die Erfahrung der Dürrezeiten im Gebet, wenn Gebetszeiten durch die Trockenheit zu einem „Durstland“ werden. Anders gelagert ist die Not, wenn das Gebet als Überforderung erfahren wird, wenn es viel zu viel ist, was auferlegt wurde, und das Beten dann in den Geschmack von Pflicht und lästiger Routine kommt. Am ehesten wird in Situationen der Überforderung doch im Bereich des Gebetes gekürzt.

Ehe es als untragbare Last abgeworfen wird, könnte es weiterführen, nach passenden Gebetsweisen zu suchen. Hilfreich bei dieser Suche können biblische Gestalten sein, etwa die Emmausjünger (Lk 24, 13–35). Sie sind und bieten kein Rezept, wohl können sie wichtige Winke geben: Die beiden gehen ihren Weg voller Resignation. Alles scheint unwegsam. Ihre Reden sind voll von ‚aber‘ und ‚doch‘. Sie sind „wie mit Blindheit geschlagen“. Als sich der Fremde dazugesellt, bringen sie ihm gegenüber ins Wort, was sie so niedergeschlagen sein läßt. Darin öffnen sie sich, sie lassen ihre Erinnerungen und Hoffnungen wachwerden, sie gehen in ihre ‚Krypta‘, in die geheime Kammer ihrer Sehnsucht und schwingen sich ein in einen neuen Rhythmus. Dabei, im Gespräch und im Brotbrechen, gehen ihnen die Augen auf. Das Herz beginnt zu brennen. Die Rückbindung an das Gebet, in das die Farbigkeit ihres Lebens eingeht, und an die ‚Sakramente‘ läßt sie zu beidem zugleich neu hinfinden. Das wiederum setzt sie in Bewegung. Indem sie ihre jetzige Situation unvertauschbar ins Wort bringen, werden sie zu Originalen. Denen mit verschlossenen Augen, mit schleppendem Schritt traut Jesus zu, daß sie den Glauben ansteckend leben, zu dem sie selbst manchmal nur mühsam kommen. Jesus sucht das Gespräch mit den Fliehenden und doch Suchenden. Indem sie sich darauf einlassen, sich finden lassen, werden sie zu seinen Zeugen. Originale Boten, weil sie original, auf eine ihnen passende Art persönlich beten!

Die Folgen der glaubhaften Liebe

Warum wird es oft so schwer, die Liebe so zu leben, daß sie als glaubhaft erfahren wird? Bei den Hindernissen, die sich zugleich als Chancen entdecken lassen, soll noch ein Letztes angedeutet sein: Es ist die Ahnung der Folgen der Nachfolge, der Konsequenzen, die mitunter nicht beginnen läßt, als von Gott Geliebte zu lieben. Jesu Leben zeigt, wohin das führen kann. In seinem Weg wird Gottes Liebe glaubhaft. Im Leben derer, die zu ihm gehören, will sie weiterhin glaubhaft werden, in doppelter Weise: daß die Jesusjünger selbst der Liebe Gottes trauen lernen und daß Menschen durch sie der göttlichen Liebe trauen: „Glaubhaft ist nur Liebe.“

Da, wo sich einer in die Stille des persönlichen Gebetes wagt, da möchte „die Stimme zarter Stille“ (1 Kön 19, 12b) Gehör finden, die jeden anders anspricht: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wer meine Stimme hört und die Tür öffnet, bei dem werde ich eintreten, und wir werden Mahl halten, ich mit ihm und er mit mir.“ (Offb 3, 20) Das Mahl, das zur Hingabe des Lebens stärkt in seinen Spuren!

Ausblick

Ein weiter Weg läßt sich mitunter rasch gehen. Entscheidend ist, daß man ihn erfährt. Vom Ausgangspunkt: ‚Gott hat uns zuerst geliebt, so daß wir frei sind zur Liebe‘ bis dahin, wo jeder die Station für sich auffinden kann, an der *sein* Hindernis und *seine* Chance liegt, ging der Weg der Betrachtung. Die Chance ist am ehesten da zu erkennen, wo Unzufriedenheit sich in jemandem breitmacht, oder auch, wo einer Unzufriedenheit mit sich von anderen erlebt. Meist ist es gut, mit der Suche nach einem Neuanfang nicht allein zu bleiben. Denn es geht um ‚meine‘ Chance und um ‚mein‘ einmaliges Leben! Gott beginnt auch mit Menschen, die noch nicht im Grunde des Herzens begriffen haben, worauf es ankommt, die sich aber danach sehnen, geliebt und liebend zu leben. In allem, wo Christen auf das Leitwort „Glaubhaft ist nur Liebe“ ausgerichtet sind, gilt, was die Mystikerin Juliana von Norwich am Ende ihrer Schriften sagt: „Denn Gott will, daß wir immer der Liebe sicher sind und so friedlich und ruhig sind, wie Er es mit uns ist, und in derselben Art, in der Er mit uns verkehrt, will Er, daß wir uns gegen uns selbst und gegen unsere Mitchristen (Mitmenschen) betragen. Amen.“⁶

⁶ Lady Julian of Norwich, *Offenbarung von göttlicher Liebe*, Einsiedeln 1960, 98.